Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Sonntag, 24. April 1932.

Paulchens Rache.

Von L. Stroupeznicky.

„Feuersalamander! Eichhörnchen! Es brennt! Fuchs!" so und ähnlich schrie man ihm nach, wo immer er sich zeigte. „Sie werfen mir vor, was ich nicht verschuldet habe", sagte Paul. „Sie werfen mir die Farbe meiner Haare vor. Damit hören sie auf, vernünftige Geschöpfe zu sein. Ich finde, daß die Menschen gefühllos und roh sind". Und Paul haßte bald die menschliche Gesellschaft. Ihren jüngeren Teil ohrfeigte er, so weit er den Spöttern mit seinen zehn Jahren gewachsen war, die Großen beschimpfte er und haßte sie umsomehr, als er sie nicht schlagen konnte.

In dem schmalen Gäßchen, in welchem Pauls Vater, ein recht armer Taglöhner, wohnte, hatte ein Antiquar seinen Laden. Oft blieb Paul vor seinem Auslagekasten stehen und sah sich die darin ausgebreiteten Herrlichkeiten an. Einige kleine Bildchen hatten es ihm angetan. Alhambra und Granada stellten sie dar, und er wollte sie kaufen. Sechzehn Heller kosteten sie, viel Geld für den kleinen Jungen.

Endlich hatte er sie beisammen. Vor dem Auslagekasten stand er und schaute unverwandt auf die kleinen Bilder, die nun bald sein eigen sein sollten. Da erschien in der Tür des Ladens der Antiquar. Mager war er, klein, hager, blinzelnde Augen hatte er und einen eisigen Blick.

Der Antiquar heftete boshaft lächelnd seine lauernden Augen auf das rote, unter der schäbigen Mütze hervorlugende Haar des Kindes, dann schnitt er eine Grimasse und sprach: „Was gaffst du hier, Rotkopf?"

Das Herz des Knaben zog sich in brennendem Schmerz zusammen, der sich alsbald in Wut verwandelte. — Er drehte dem Auslagekasten den Rücken und schritt die Straße hinab, auf gut Glück, ziellos.

„Junger Herr, eine arme Bettlerin bittet." Diese Anrede, obzwar sie ihm nicht galt, riß Paul aus finsteren Rachegedanken. Er sah ein altes Weiblein vor sich, sie hatte die abgezehrten mageren Hände gefaltet, ihre tief eingefallenen Augen sahen erlöschend einem gut gekleideten Menschen nach, der ihr nichts gegeben hatte. Ein kurzes Zögern — dann griff Paul in die Tasche seiner geflickten Hose. Sechzehn Heller klimperten darin, Geschenke armer Verwandter, der Verdienst für das Tragen der silbernen Kanne der Nachbarin in das Versatzamt, und für das zweimalige Wichsen der Stiefel des Nachbars. Er nahm acht Heller heraus und gab sie der Greisin.

Auf der Stiege der Dominikanerkirche saßen wieder zwei Greisinnen, Sperlinge der Gasse, die davon leben, was der Zufall bringt. Jeder gab Paul vier Heller und sprach: „Da habt Ihr, Mütterchen."

Zu Hause suchte Paul ein Buch mit Bildern hervor: „Naturgeschichtlicher Atlas." Er hatte ihn von einem Mitschüler, dem Sohn eines reichen Mannes, geschenkt bekommen und zwar dafür, daß er ihm bei der Prüfung gut zugesagt hatte.

Am nächsten Morgen begab er sich damit zu dem Antiquar und bot es ihm zum Kaufe an. Das Buch war gut seine sechs Kronen wert.

Der Antiquar bot ihm sechzig Heller dafür.

„Das ist zu wenig," erwiderte der Knabe ruhig und ging davon. „Rotkopf," brummte der Antiquar. Der Junge hatte das Wort noch gehört.

Am nächsten Tage verlangte irgend ein Studentlein in dem Antiquariat den „Naturgeschichtlichen Atlas." Der Antiquar hatte das Buch nicht am Lager. Er bereute, es gestern dem Rotkopf nicht abgekauft zuhaben.

Am folgenden Tag verlangten wieder zwei Knaben dasselbe Buch. Sie bestellten das erste Exemplar, das der Antiquar kaufen würde. Dieser machte sich bittere Vorwürfe, daß er dem Rothaarigen für das Buch nicht wenigstens eine Krone gegeben hatte.

Dann kam ein Student, der bereit war, für den „Naturgeschichtlichen Atlas" sechs Kronen zu zahlen. Der Antiquar war wütend, daß er dem Rotkopf nicht eine Krone und sechzig Heller geboten habe.

„Zwei Kronen hättest du dem Fuchs für das Buch bieten sollen," brummte der Antiquar, als anderen Tags wieder einer den Atlas verlangte.

Da trat Paulchen in den Laden. Er bot dem Antiquar den „Naturgeschichtlichen Atlas" zum Kaufe an.

Der Alte wurde mit einemmal ein Muster von Höflichkeit. „Eine Krone gebe ich, junger Herr", sagte er liebenswürdig und lächelte süß.

„Wenn Sie vier Kronen geben, so verkaufe ich," sagte Paul mit einer für seine Jahre ungewöhnlichen Ruhe.

Der Antiquar schwor hoch und teuer, daß er Verlust habe, wenn er eine Krone zahle.

Paul gab nicht nach.

„Zwei Kronen, junger Herr, dabei verliere ich mindestens vierzig Heller." Und er erklärte: „Ich will das Buch nur deshalb kaufen, um überhaupt ein Exemplar im Auslagenfenster zu haben."

„Vier Kronen," sagte Paul.

„Nun denn, zwei Kronen vierzig Heller, junger Herr."

„Vier Kronen", sagte Paul.

„Zwei Kronen sechzig, junger Herr."

„Vier Kronen", sagte Paul, als könne er gar nichts anderes aussprechen.

Der Antiquar bebte vor Zorn. Er hatte die größte Lust, dem Knaben in das rote Haar zu fahren und ihn tüchtig zu zausen. „Nun denn, drei Kronen", zischte er verdrossen. „Junger Herr" sagte er nicht mehr.

„Vier Kronen", sagte Paul mit eintöniger Stimme, wie ein Star, der unaufhörlich dasselbe Wort schwätzt. Und er schickte sich zum Weggehen an.

„Warten Sie! Sie! Ich gebe meinetwegen die vier Kronen! Sie! . . ." schrie der Antiquar mit wuterstickter Stimme.

Vier Kronen fielen auf den Tisch. Paul steckte sie ein, reichte dem Antiquar das Buch, und ging.

„Ist ein geriebener Junge", tobte der, „wäre das Buch nicht bestellt . . ."

Er schrieb auf einen Zettel den Preis von „7 K.", legte ihn so in das Buch, daß die Ziffer herausragte und stellte es in den Auslagekasten.

Paul aber schlenderte langsam durch die Gasse. In seiner Tasche klimperten vier Kronen. In einem Laden erstand er zwei kleine wollene Jäckchen, zwei Häubchen und zwei paar Kinderstrümpfe für drei Kronen. Die eine Garnitur war himmelblau, die andere grell rot und die gefiel ihm besonders gut. In seinem Ohr lagen noch die Worte, die der Vater vor ein paar Tagen gesprochen hatte: „Mariechen braucht warme Wintersachen. Mir tut das Kind leid, aber ich habe kein Geld." Und die Mutter hatte schmerzlich geseufzt.

Für sechzig Heller kaufte er der Mutter dicke Handschuhe, für den Rest Rauchtabak dem Vater. Den hatte er schon lang entbehren müssen.

Und er brachte seine Geschenke nach Hause. Er gestand, daß er das Buch verkauft habe, verschwieg jedoch auf welche Weise.

Das zweijährige Schwesterchen, schön herausgeputzt mit dem roten Häubchen auf dem Kopf, im roten Jäckchen, guckte so lange in den blinden und zerkratzten Spiegel, bis es ihn auf den Boden warf und zerbrach. Sie bekam dafür Schläge.

Auf seinen Gängen in die Schule sah Paul länger als zwei Monate in dem Auslagekasten des Antiquars den „Naturwissenschaftlichen Atlas" mit dem Preise von „7 Kronen" angeschrieben. Der Einbanddeckel bedeckte sich langsam mit einer leichten Staubschichte. Paul lächelte zufrieden. Nach zwei Monaten stand plötzlich auf dem Zettel: „6 Kronen." Paul lachte herzlich. Und wieder nach zwei Monaten war der sauber vom Staub befreite Atlas mit der Aufschrift: „Preis 5 Kronen" versehen.

So verging Monat um Monat. Der „Naturwissenschaftliche Atlas" ward immer wieder abgestaubt und mit einem neuen Zettel geschmückt worden: „4 Kronen," „3 Kronen." Nun kostet er „2 Kronen", und noch immer erwartet der bedauernswerte Atlas — gleich einem verwunschenen Prinzen — seinen Befreier mit grenzenloser Geduld.

Paul lacht aus vollem Halse, so oft er vorübergeht und kratzt sich voller Freude mit allen fünf Fingern in seinen roten Haaren.

Der Antiquar denkt wohl öfter nach, warum seine Käufer nicht mehr gekommen sind, ja, von Zeit zu Zeit zuckt die Ahnung durch sein Hirn, daß er geprellt worden sei. Gewißheit aber hat er nicht.

Berechtigte Übersetzung von Anna Auredniceł.

Die Welt der Frau.

Jede Mahlzeit sei ein Fest.

Heiterkeit am gedeckten Tisch. — Essen erfordert Aufmerksamkeit. — Kinder sollten bei Tisch sprechen dürfen.

Strindberg sagt an einer Stelle seiner Werke: Essen ist eine sehr unästhetische Angelegenheit, und er träumt von einer Zukunft, in der die Menschen sich so weit entwickelt haben, daß sie nur allein für sich im stillen Kämmerlein essen und es ihnen unmöglich sein würde, etwa noch Gäste zum Essen einzuladen. Vermutlich sind wir von dieser Zeit noch ziemlich weit entfernt, und sehr vielen von uns bedeutet ein heiteres Mahl noch einen der Höhepunkte des Daseins. Wir halten es mit Schillers Wort, das wir auch hierauf anwenden können: Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort! Abgesehen davon ist es wohl unzweifelhaft, daß eine angeregte Unterhaltung wesentlich zur Bekömmlichkeit des Essens beiträgt.

Sehen wir uns aber die Mahlzeiten einmal etwas genauer an. Wir erwarten einen oder mehrere Gäste. Das beste Tischtuch wird aufgedeckt, die besten Gläser, das beste Porzellan hervorgeholt, und von dem Augenblick, wo der Gast kommt, bis zu seinem Fortgang befleißigt sich die ganze Familie, sich von ihrer allerbesten Seite zu zeigen. Man kann die Beobachtung machen, daß Kinder fast immer glücklich sind, wenn „Besuch kommt", nicht weil sie etwa einen bestimmten Besucher besonders lieben, wohl aber, weil so viel Schönes mit dem Besuch verbunden ist. Alles im Hause wird ja interessanter. Es ist ein Festtag mitten im Alltag, und jeder einzelne gibt sich Mühe, etwas zu dem Wohlbehagen und zur Unterhaltung des Gastes beizutragen. Es wird wirklich behaglich in dem Heim. Jeder hat Zeit. Es gibt besonders sorgfältig zubereitete und hübsch angerichtete Speisen. Bei der Mahlzeit sprechen und lachen alle und es werden allerlei amüsante Geschichten dieser oder jener Art erzählt. Kein Wunder, daß dann die Kinder diese Handlung glücklich bestaunen.

Schade eigentlich, daß wir eines äußeren Anlasses bedürfen, um uns die Mahlzeiten etwas festlich zu gestalten. Gewiß will die Hausfrau ihr bestes Porzellan nicht für den täglichen Gebrauch hergeben, dazu zerbricht zu leicht etwas und die Wiederbeschaffung ist zu teuer, aber sie sollte unbedingt darauf halten, daß auch der tägliche Tisch zierlich und sauber gedeckt ist. Fleckige Tischtücher und angeschmutzte Servietten sollte keine Frau ihrer Familie zumuten. Sehr oft sind die Stunden der Mahlzeit die einzigen Stunden, in denen sich die Familie vollzählig zusammenfindet, — sollte man da sich nicht Mühe geben, die Stunden auch anregend zu machen, selbst wenn man „nur unter sich" ist? Es wird der Frau ja nicht schwer fallen, sich an die Zeit ihrer Verlobung zu erinnern, als sie alles tat, dem Verlobten die Stunden in ihrer Gesellschaft angenehm zu machen. Ein wenig davon sollte in die späteren Ehejahre hinübergerettet werden. Es ist für die ganze Familie sehr unerfreulich, wenn der Mann etwa beim Essen mit einem Auge auf seinem Teller mit dem andern in die Zeitung blickt. Es bekommt ihm auch nicht, denn auch das Essen will seine Zeit haben.

In manchen Häusern besteht für die Kinder ein strenges Sprechverbot. Das ist eine ganz falsche Sitte. Man sollte im Gegenteil die Kinder ermuntern, bei Tisch auch von ihren kleinen Freuden und Anliegen zu erzählen; dann werden sie sich auch auf die Stunden der gemeinsamen Mahlzeit freuen. Geschäftlichen und häuslichen Ärger bei Tisch auszulassen, ist eine sehr falsche Methode, mit der man sich und den andern die Stunde der Erholung, die die Mahlzeit sein soll, vergällt. Es ist viel besser, sich Mühe zu geben, die erfreulichen Ereignisse des Tages — und welcher Tag hätte die nicht! — hervorzuholen und davon zu erzählen. Auf diese Weise könnten die Mahlzeiten auch in seelischer Beziehung für alle Teilnehmer eine Stärkung sein. Schließlich wurzelt die Behaglichkeit eines Heims doch eben letzten Endes in den kleinen Dingen, und diese kleinen Dinge sollte eine lebenskluge Frau mit der rechten Sorgfalt behandeln. Eine Bemühung in dieser Richtung wird ihr selbst die reichsten Früchte tragen.

Liselotte Winkler.

Die Wohnung wird „überholt".

Die Freuden des Großreinemachens.

Die Zeit des Großreinemachens ist gekommen. Die meisten Hausfrauen haben den alljährlich fälligen Frühjahrsfeldzug hinausgeschoben, da das Wetter vor Ostern allzu kühl war und bis jetzt noch geheizt werden mußte. Der damit verbundene Staub hat es ratsam erscheinen lassen, das große Scheuerfest erst zwischen Ostern und Pfingsten in Angriff zu nehmen.

Vielen Hausfrauen ist in diesem Jahre die schwere Arbeit des Großreinemachens durch den Umzug erspart worden. Aus diesem Anlaß ist der gesamte Besitz der Familie einer gründlichen Revision unterzogen worden. Man hat die Möbel aufgefrischt und innen und außen gründlich gereinigt. Und wer nicht das Glück hatte, in eine völlig neue Wohnung einziehen zu können, der hat wenigstens dafür Sorge getragen, daß die Räume schon beim Einzug einer gründlichen Reinigung unterzogen wurden.

Wir anderen aber, die wir in unserem angestammten Heim verblieben sind, halten Umschau und stellen fest, daß jetzt die Zeit des Großreinemachens gekommen ist. Die schweren Zeiten und der Zwang, in vielen Fällen ohne besondere Hilfskräfte auskommen zu müssen, haben dazu geführt, daß das Reinemachen als großer, bedeutungsvoller Feldzug mehr und mehr in den Hintergrund getreten ist. Das tägliche Leben stellt heute an die Kräfte der Hausfrau so große Ansprüche, daß eine derartige Anhäufung von Arbeit, wie sie das Frühjahrsreinemachen mit sich bringt, unzweckmäßig erscheint. Aus diesem Grunde sind heute die meisten Hausfrauen gezwungen, diese so notwendige Arbeit sozusagen „nebenher" zu erledigen.

Auf diese Weise wird sich die häusliche Kampagne allerdings nicht in wenigen Tagen abspielen — die dabei die ganze Summe an Schwerarbeit und Ungemütlichkeit in sich schließen — sondern sich auf einen längeren Zeitraum erstrecken. Es wird ein Zimmer nach dem anderen in Angriff genommen. Erst wenn es in vollem Glanze erstrahlt, gehen wir zu dem nächsten über. Diese Methode hat insofern viel für sich, als die Familie nicht unmittelbar von der Unruhe und Unordnung betroffen wird und das tägliche Leben ohne sichtbare Stockungen weitergeht.

Die modernen Hilfsmittel haben dazu beigetragen, der Hausfrau auch die Arbeit des Großreinemachens wesentlich zu erleichtern.

Die Möbel werden zweckmäßig behandelt. Teppiche sollten anläßlich des Großreinemachens geklopft werden; um die Farben aufzufrischen, werden sie hinterher mit rohem Sauerkohl abgerieben, empfindliche Teppiche und Flecke werden mit Benzin behandelt.

Die Reinigung der Polstermöbel muß mit Hinblick auf die Mottengefahr mit besonderer Sorgfalt erfolgen. Es ist unerläßlich, Sofas, soweit angängig, auseinanderzunehmen, ebenso muß die Couch, ein ganz besonderer Staubfänger, sorgfältigst gereinigt werden.

Da in der modernen Wohnung verhältnismäßig wenig Bilder hängen, da die Zeiten der Nippes-Etageren endgültig vorüber sind, wird in dieser Beziehung ein großer Teil Arbeit gespart. Die glatten Flächen unserer Möbel sind bequem zu behandeln, ja selbst die Fenster lassen sich leichter putzen und erfordern nicht Kletterpartien auf die höchsten Leitersprossen. Fensterrahmen sowie Türen werden mit Seifenlauge abgewaschen. Die Fensterscheiben reibt man mit Zeitungspapier trocken, wodurch sie einen besonders schönen Glanz erhalten.

In vieler Beziehung heißt heute die Devise der Hausfrau: es muß auch ohne Hilfe gehen! Die Zeiten sind hart, aber mit etwas organisatorischem Talent wird es der modernen Hausfrau auch gelingen, allein oder mit geringer Hilfe den Frühjahrsfeldzug zu bewältigen.

Was Frauen von Männern fordern.

Die ewige Frage, was die Frauen von Männern denken und an ihnen bevorzugen, ist wieder einmal in einer New Yorker Frauenversammlung behandelt worden. Die bekannte Tänzerin Rosie Dolly, die als Gattin eines reichen Chicagoer Kaufmanns soeben in die Neue Welt eingezogen ist, erklärte aus ihrer reichen Erfahrung heraus: „Die Männer wollen Gefährten, wenn sie heiraten, aber sie wollen

keine ernsthaften Kameraden, sondern Spielkameraden, die ihnen das Leben etwas heiter und rosig gestalten. Die Schriftstellerin Georgette Carneal wandte sich sehr heftig gegen die allzu hohen Ansprüche der Männerwelt: „Ich hasse die Männer. Sie sind unfair und wollen die Frauen ausbeuten. Wenn manche Frauen zu „Goldgräbern" werden, die nach Geld heiraten, so ist das nur die Folge davon. Wenn die Männer sich unfähig erweisen, um den Frauen durch Zärtlichkeit und Leidenschaft einen schönen Lebensinhalt zu gewähren, dann sollen sie wenigstens zahlen. Geld kann eine Frau über manche eheliche Trübsal hinwegbringen, und sie wäre dumm, wenn sie sich nicht wenigstens das verschaffen würde." Eine andere Schriftstellerin, Ann Pinchot, nannte die Männer Schwächlinge. Sie sagte, daß ihr Ideal durchaus nicht ein Preisboxer sei, aber die moderne Frau verlange einen Lebensgefährten, bei dem sie Schutz findet und an den sie sich anlehnen könne. Während die meisten Frauen recht abschätzig von dem modernen Amerikaner sprachen, erstand dem männlichen Geschlecht eine Verteidigerin in der Dichterin Thyra Winslow. „Die Männer sind vornehmer als die Frauen." sagte sie. „Ich höre von Tausenden von Frauen Klagen über ihre Gatten, über ihre Untreue, Roheit und Schlechtigkeit. Aber kein Mann kommt zu mir, um sich über seine Frau zu beklagen, über ihre Langweiligkeit, ihre Eitelkeit, ihre Selbstsucht und vielleicht sogar ihre Untreue." Recht streng ins Gericht mit der Amerikanerin ging eine französische Dame Christiane Fournier in einem Vortrag, den sie in einem Pariser Klub hielt. Sie hat zwei Jahre das amerikanische Leben studiert und meinte, die amerikanischen Mädchen wüßten überhaupt garnicht, was wirkliche Liebe bedeutet. Sie forderten von einem Manne nur, daß er ein Millionär sei, und außerdem das Geschirr abwaschen könne. Es sei einer der schlimmsten Züge des amerikanischen Lebens, daß die Frauen die Männer vollständig unter dem Pantoffel hätten. „Was können wir von einem Volk männlicher Schwächlinge erwarten, die sich der Herrschaft des Weibes unterwerfen?" fragte sie. „Ich würde lieber in einem orientalischen Harem sein, als unter Männern, die man um den Finger wickeln kann. Wir fordern vom Manne Kraft und Gabe des Herrschens, um ihn zu lieben."

Es lohnt sich zu schuften . . .

Von Alexe v. Sassenberg.

Er:

Es lohnt sich zu schuften, zu arbeiten, alle Mühsale auf den eigenen Rücken zu nehmen, wenn bestimmte Voraussetzungen gegeben sind. Beispielsweise

. . . wenn die Frau den Mann bei seiner Heimkehr fühlen läßt, wie glücklich sie ist, ihn wiederzusehen. Etwa wie damals, als sie noch Braut war.

. . . wenn sie Verständnis aufbringt für eine sogenannte schlechte Laune, die in Wirklichkeit oft nur Nervosität bedeutet, verhaltenen Ärger und Schweigen über Verdrießlichkeiten.

. . . wenn sie ihn nicht mit bitteren Vorwürfen auf das kleine Wirtschaftsgeld aufmerksam macht, sondern versucht, mit dem geringeren auszukommen, das er ihr leider nur geben kann.

. . . wenn sie — trotz der schweren Zeiten — nicht alle Freude aus ihren Räumen verjagt, sondern ihm liebenswürdig und voll Aufmerksamkeit bei Tisch gegenübersitzt, auch einmal sein Lieblingsgericht kocht, einmal ein Glas Wein oder eine Flasche Bier kredenzt.

. . . wenn es ihr lohnt, sich für ihn allein schön zu machen, und wenn sie das einzige gute Kleid, das sie besitzt, etwa zu seinem Geburtstag anzieht, den sie mit ihm und den Kindern feiert — ohne Gäste —und wenn sie es nicht nur für „besondere Gelegenheiten" aufbewahrt.

. . . wenn sie sich in ein Buch vertieft, dessen Inhalt ihn gefesselt hat, obgleich es eine trockene Wissenschaft enthält und keinen spannenden Roman, den sie lieber lesen würde.

. . . wenn sie Verständnis dafür hat, daß er an einem Abend mit Freunden, Berufskameraden, sogar Skatbrüdern zusammen sein will — ohne sie.

. . . wenn sie nicht murrt, daß er am Sonntag seine Mutter eingeladen hat, und daß der Sonntag, der ihr gehören sollte, nun geteilt werden müsse.

. . . wenn es für sie wichtiger ist, daß ihm die Zigarre in seinem Hause mundet oder die Zigarette und ihr nebensächlich erscheint, daß die Gardinen früher gewaschen werden müssen.

*

Sie:

Man arbeitet gern, man verzichtet auf Hilfe, man ist unermüdlich — und es lohnt sich zu schuften

. . . wenn der eigene Mann nachsichtig und ohne Gereiztheit einen Fehler in der Haushaltführung übersieht.

. . . wenn der angebrannte Reis ihn nicht veranlaßt, den Teller zurückzuschieben und brüsk vom Tisch aufzustehen.

. . . wenn er einmal lange ausbleiben will oder muß und es seine Frau rechtzeitig wissen läßt.

. . . wenn er seiner Frau einmal ein freundliches Wort, eine Schmeichelei sagt: „Du bist wirklich klug". Oder: „Du siehst heute so hübsch aus, so strahlend sind deine Augen, und am liebsten unterhalte ich mich mit dir." Solche Bemerkungen fallen nämlich in fast allen Ehen nur über andere Frauen — die eigene vernimmt es nie . . .

. . . wenn er ihr eine Aufmerksamkeit mitbringt, die beweist, daß er sich mit ihren Wünschen beschäftigt hat.

. . . wenn er ihren Geburtstag nicht vergißt und nicht ihren Hochzeitstag, und wenn er schon heute darüber nachsinnt wie er mit den Kindern den Muttertag begehen könnte.

. . . wenn er sie nicht tadelnd vor anderen Menschen herabsetzt, sondern seine Kritik in liebenswürdiger Form vor ihr allein ausspricht.

. . . wenn er Vertrauen zu ihr hat, zu ihrer Verschwiegenheit, zu ihrem Gemeinschaftswillen, zu ihrer Überzeugung, das Beste zu leisten was sie mag.

Dann lohnt sich alles! Verzicht, Entsagung, unermüdliches Schaffen!

Handarbeitsvorlagen.

War man geneigt, zu glauben, daß alte Handarbeitstechniken, wie die Kreuzstich- und Kelimstickerei, kaum Neues mehr zeigen könnten, so wird man sofort eines Besseren belehrt, wenn man die neuen Ausdrucksformen und Schmuckmöglichkeiten an Kleidern und Gebrauchshandarbeiten bewundern darf, die in den Heften „Neue Kreuzstickarbeiten" (Nr. 157) sowie „Kelim und Grobkreuz" (Nr. 156) abgebildet sind.

Besonders stellt man mit Befriedigung fest, wie Muster und Ornamente des Kreuzstiches für Blusen und Kinderkleider, aber auch für Decken, Kissen, Kannenhüllen usw. durch Verwendung besonders geeigneten Stickmaterials eine Verjüngung erfahren haben, die man sich gern gefallen läßt.

Ein drittes Heft: „Jumper für täglich und zum Sport" (Nr. 151) zeigt die Herstellung neuer modischer Formen für Jumper, Westen und Pullover zum Häkeln und Stricken sowie neue Kragengarnituren, die bald zum Bestandteil der Garderobe jeder Frau und jedes Mädchens gehören werden.

Straßenkleider.

Originalzeichnung für das „Wiesbadener Tagblatt".



Trotteurkleid aus Flamenga (Seide mit Wolle). Das Kleid ist im ganzen sehr einfach gehalten. In den Rock sind schmale Glockenteile eingesetzt. Die kleine Pelerine ist an Stelle einer Jacke gerückt.

Straßenkleid aus schwarzem Afghalaine mit weißer Piquégarnitur. Die kleinen Schultercapechen sind in Fächer gearbeitet. Im Rock selbst sind Fächerfalten eingesetzt.

Straßenkleid aus uni und karriertem Wollstoff. Der Rock ist abwechselnd aus uni und karriert zusammengesetzt. Die Bahnen sind nach unten breiter geschnitten. Zwei verschieden breite Revers und ein breiter Gürtel geben dem Kleid eine sportliche Linie.

Erprobt und – bewährt!

Seide hält länger, wenn man beim Waschen den Stoff nicht einseift, sondern nur in Seifenwasser den Schmutz durch Ausdrücken des Stoffes beseitigt. In lauwarmem Wasser spült man mehrmals gut aus.

Beim Waschen von blondem Haar benutze man als letztes Spülwasser Kamillentee, bei dunklem Haar Rosmarintee.

Rostige Bügeleisen reinigt man mit Seife und Messer-Putzstein.

Flecke, mit Salmiakgeist bearbeitet, hinterlassen leicht hellere Stellen; um diese zu entfernen, befeuchtet man sie mit schwachem Essigwasser.

Verbrennungs- und Verbrühungswunden bestreue man zur Schmerzlinderung mit Borax, der darum in der Küche stets zur Hand sein sollte.

Kristallsachen bekommen schönen Glanz, wenn man sie nach dem Waschen in schwachem Blauwasser spült und dann blank reibt.

Geruch und Geschmack von Zwiebeln oder anderen starkriechenden Speisen lassen sich leicht beseitigen, wenn man das Gefäß mit trockenem Senf ausreibt.

Blumen halten sich viel länger frisch, wenn man das Blumenwasser täglich erneuert, die Blumenstiele tüchtig abwäscht und eine Prise Salz in das Wasser tut.

Farbige Kleider sollten nie eingeweicht werden, auch muß zum Waschen solcher empfindlichen Stücke stets eine milde Seife verwendet werden.

Frischgekochte Stärke decke man mit einem Tuche zu, dadurch wird vermieden, daß die Stärke eine Haut zieht, die dann im Wasser Klumpen bildet.

Beim Braten von Fisch träufle man einige Tropfen Zitronensaft ins Bratfett; das verbessert den Geschmack. Fügt man dem Fett etwas Salz bei, so läßt sich der Fisch wenden, ohne zu brechen.

Ehe man ein Zahnbürste in Gebrauch nimmt, weiche man sie in heißem Salzwasser ein. Das reinigt sie nicht nur, sondern macht sie auch haltbarer.

Stockflecke, die sich auch bei Spitzen, die lange ungebraucht liegen, einstellen, lassen sich mit wenig Mühe wieder entfernen: Einen Eßlöffel voll Salz und einen Teelöffel Salmiakpulver in Wasser aufgelöst, trägt man auf die Flecke auf und wäscht dann mit klarem Wasser nach.

Der Jugendfreund.

Drollige Hüte.



Oben: Hindufrau mit Bambusgestell auf dem Kopf, darüber eine Seidendecke.

Um Christi Geburt trugen die Spanierinnen als Kopfputz hörnerartige oder gweihartige Gestelle mit einem Schleier darüber. Ganz ähnlich laufen heute noch manche Hindufrauen herum. Auf einer Kappe aus Haarfilz thront ein wunderliches Gerüst aus Bambusstäbchen, und darüber breitet sich eine mit Quasten und Schnüren



Bild links: Die Frauen in Peru tragen Pilze aus Stroh oder Filz auf dem Kopf.

Bild unten: Ein Lampenschirm? Nein! Eine Dame aus Südchina im Schmuck ihres seidenen Hutes.

verzierte und mit Goldfäden bestickte schwerseidene Decke. Die Chinesin, namentlich in Südchina, trägt einen originellen Hut, der uns wie ein Lampenschirm anmutet. Ein kreisrundes Bambusgeflecht, von dünnen Stäbchen gestützt, ist mit farbiger Seide überzogen. In der Mitte des Kreises befindet sich eine Öffnung für den Haarknoten. Ringsherum hängen Seidenfransen, die das ganze Gesicht beschatten — jedenfalls für die Chinesin, die größten Wert auf eine zarte weiße Haut legt, äußerst praktisch.



Die Indianerinnen Perus haben pilzartige Hüte auf dem Kopf. Der Rand ist emporgebogen, so daß der Hut bei Regen aussieht wie eine Schüssel voller Wasser.

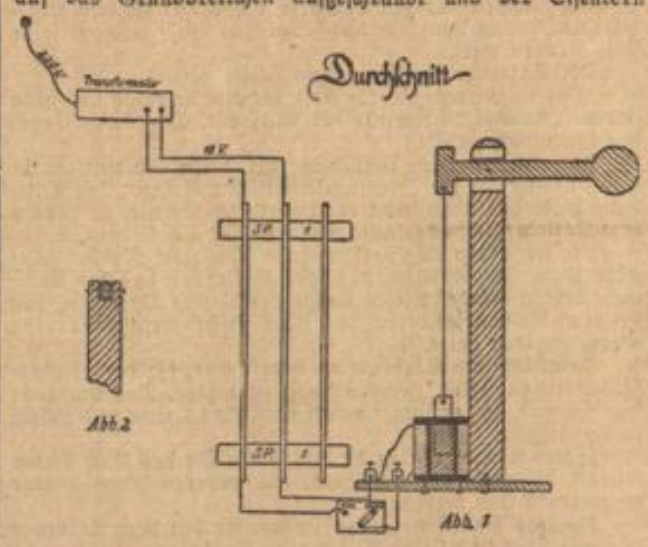
Es sieht wirklich sehr drollig aus, wenn indianische Frauen, die bisweilen auch im Regen beisammenstehen und plaudern, von Zeit zu Zeit die Köpfe neigen. Dann schießt ein Gießbach aus der Hutschüssel.

Wir bauen ein Eisenbahn-Signal.

Wenn man die richtige Freude an seiner Eisenbahnanlage haben will, dann baut man sich nach Möglichkeit alles selbst. Um beim Einfachsten anzufangen, wollen wir uns ein elektrisches Eisenbahnsignal bauen. Das Material, das wir dazu brauchen, ist sehr einfach und billig.

Wir sägen uns ein Brettchen von 12 mal 8 Zentimeter und 5 Millimeter Dicke. Den Signalmast machen wir aus einem 20 Zentimeter langen und 2 Zentimeter dicken, runden oder viereckigen Holzstab. Am Kopf des Mastes machen wir einen Schlitz von 1-Zentimeter-Tiefe und 6 Millimeter Breite.

Wenn wir nun unseren Signalhebel korrekt ausgesägt und alles schön mit Schmiergelpapier glatt geschliffen haben, wird alles zusammengebaut (s. Abb.). Dann besorgen wir uns eine kleine Garnrolle von 3 bis 4 Zentimeter Höhe. Das Loch bohren oder feilen wir so weit aus, bis noch eine dünne Holzwand übrigbleibt. Die Rolle wird dann mit 3 bis 5 Zentimeter Klingeldraht sauber umwickelt. Dann brauchen wir noch einen Weicheisenkern. Hierfür nehmen wir ein Stückchen Rundeisen, das so stark ist, daß es gerade in das Loch der Spule hineinpaßt. Die Spule wird dann auf das Grundbrettchen aufgeschraubt und der Eisenkern



mit einem Stückchen Draht oder Schnur mit dem Signalhebel verbunden. Die Länge des Drahtes oder der Schnur ist so zu wählen, daß der Signalarm waagrecht steht. Damit der Signalarm nicht von dem Gewicht des Eisenkernes hochgezogen wird, befestigt man am langen Ende des Signalarmes ein Stückchen Gummischnur, das den Signalarm noch eben in der waagrechten Stellung hält.

Schicken wir jetzt Strom von einem Transformator in die Spule, so wird der Eisenkern nach unten gezogen und zieht den Signalarm auf „Freie Fahrt" hoch.

Die Spannung kann bis 20 Volt gewählt werden.

Ein Auto im Mittelalter.

Eine alte Chronik aus dem Jahre 1649 erzählt die wunderbare Geschichte von dem Nürnberger Uhrmachermeister Jean Hautsch, dem es gelungen war, einen Wagen zu bauen, der durch mechanischen Antrieb fahren konnte.

Der Wagen scheint durch eine Art Uhrwerk bewegt worden zu sein, denn es wird berichtet, der Besitzer habe von Zeit zu Zeit absteigen müssen und das Ding wieder aufziehen, damit es weiterfahren konnte. Es muß auch recht langsam gegangen sein, denn es soll in einer Stunde nicht mehr als kaum zwei Kilometer zurückgelegt haben.

Der Prinz Karl Gustav von Schweden war von dem Wunderwerk, das er bei einem Besuche in Nürnberg sah, so entzückt, daß er Meister Hautsch seinen Wagen für fünfhundert Reichsthaler abkaufte. Aber das Ding scheint dem Prinzen auch zu langsam gelaufen zu sein, denn er stellte das Fahrzeug in eins seiner Schlösser. Dort stand dieses „Automobil mit Uhrwerk" so lange, bis es schließlich vor Altersschwäche aus dem Leime ging und zerfiel.

Eigentlich ist das schade, denn heute würde das Fahrzeug ein recht hübsches Museumsstück sein.

Rätsel und Spiele.

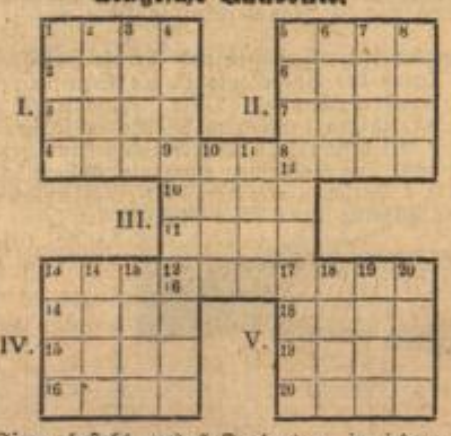
Silben-Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Musikinstrument, 2. König von Montenegro, 3. Mitglied einer Fußballmannschaft, 4. Wild, 6. Adelstitel, 7. verschließbarer Behälter, 8. größeres Weinfaß, 11. Meisterläufer, 13. moderne Erfindung, 14. Berliner Vorort, 16. Stadt im Erzgebirge, 17. Brite.

Waagerecht: 1. Ordner, Einrichter, 4. Naturerscheinung, 5. Burg in Thüringen, 7. Stockwerk, 9. Mongolenfürst, 10. Stadt am Rhein, 12. türkischer Erlaß, 15. Ruf eines Haustieres, 17. Stachelhäuter, 18. weiblicher Vorname.

Magische Quadrate.



Die Figur besteht aus 5 Quadraten, in jedem Quadrat sind die waagerechten und senkrechten Reihen gleichlautend.

Es bedeuten im 1. Quadrat: 1 grober Sand, 2 Insekt, 3 Mädchenname, 4 starker Strick; im 2. Quadrat: 5 kaukasischer Knabenname, 6 Blutlaufbahn, 7 Gartenanlage, 8 Menschensiedlung (plur.); im 3. Quadrat: 9 Badestrand von Venedig, 10 Teil des Auges, 11 Küchengewürz, 12 europäische Hauptstadt; im 4. Quadrat: 13 Kornhaus, 14 Stacheltier, 15 Erdart, 16 Schwanzlurch (plur.); im 5. Quadrat: 17 Stadt in Afrika, 18 Mädchenname, 19 Gestalten der germanischen Mythologie, 20 Roman von Zola.

Wortgolf.

Ändert man für jedes Zwischenwort den mit + bezeichneten Buchstaben des vorherigen Wortes, so ist es nicht schwer, eine „Rose" in eine „Vase" und diese einer „Dame" zu bringen.

R O S E
\+ — — — = Kleidungsstück
— + — — = Waldbewohner
\+ — — — = V A S E
\+ — — — = Gesichtsteil
— — + — = Kennzeichen
\+ — — — = D A M E

Silben-Rätsel.

Aus den Silben
a — a — a — an — an — as — ath — bar — bend — ber — bern — chen — chen — da — de — del — di — e — e — er — fi — go — gel — go — go — gol — hau — haus — hund — i — ke — kehl — la — land — le — li — li — mai — mus — na — na — nat — nel — no — o — ol — pel — ri — ro — rot — rot — sa — saf — se — sel — ser — stein — stra — tem — to — tri — um — vo — wind

sind 23 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Bauernregel für April ergeben (ch = ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten:
1. Hunderasse, 2. Kleinod, 3. berühmter Seher des Mittelalters, 4. kleiner Kahn, 5. Naturerscheinung, 6. Stadt in Oberitalien, 7. gesetzgebende Körperschaft, 8. indianisches Handzeichen, 9. russischer Dichter, 10. Prophet, 11. Ort in Sachsen, 12. Vogel, 13. Gehilfe, 14. italienischer Reformator, 15. Schlaginstrument, 16. Beiname des Storches, 17. Gegner Davids, 18. Tagebuch, Kladde, 19. Nebenfluß der Elbe in Böhme, 20. Enterich, 21. Leder, 22. englisches Parlament, 23. Blume.

1. _____
2. _____
3. _____
4. _____
5. _____
6. _____
7. _____
8. _____
9. _____
10. _____
11. _____
12. _____
13. _____
14. _____
15. _____
16. _____
17. _____
18. _____
19. _____
20. _____
21. _____
22. _____
23. _____

Für Klassiker-Freunde.



Fällt Ihnen angesichts dieses aufregenden Ehezwistes nicht eine Zeile aus Scheffels „Trompeter von Säckingen" ein?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Magisches Kreuzwort-Rätsel: Waagerecht und senkrecht: 1. Berta, 2. Alt, 3. Ase, 4. Heros, 5. Ellipse, 6. Lateinisch, 7. Pfingsten, 8. Ferne, 9. Mechanik, 10. tri . . ., 11. Oer, 12. ist, 13. Erika, 14. Rio. — **Was sagt Goethe dazu?** Man merkt die Absicht, und man wird verstimmt! — **Würfel-Rätsel:** 1. Zander, 2. Fremit, 3. Leiter, 4. Trayse, 5. Eduard, 6. Riemen; Zelter. — **Silben-Rätsel:** 1. Neugier, 2. Idumäa, 3. Choral, 4. Tazus, 5. Sottise, 6. Dechanei, 7. Regenbogen, 8. Ueberfall, 9. Empore, 10. Cellulose, 11. Kremser, 12. Tantieme, 13. Sweater, 14. Cherub, 15. Hängematte, 16. Winnetou, 17. Emerit, 18. Rabatte, 19. Epistel. Nichts drückt schwerer als ein leerer Beutel. — **Silben-Kapselrätsel:** Kein kluger Streiter hält den Feind gering

Lustige Ecke.



Spitzenleistungen.

„Soll ich Ihnen etwas helfen? Ich hebe fünf Zentner, ohne dabei rot zu werden!"

„Das ist doch gar nichts, ich hebe fünfzehn Kognaks, ohne dabei blau zu werden!"



Deutlich.

„Daß mein Sohn schon wieder sitzen geblieben ist, verstehe ich nicht! Worin ist er denn so schwach?"
Lehrer: „Im Kopf, im Kopf, Frau Mayer!"



Moderne Jugend.

„Paß auf, jetzt kommt ein schönes Vögelchen rausgeflogen!"

„Mach Dich nicht lächerlich, Mama, er soll die Kasette reinsetzen und belichten, damit ich endlich hier wegkomme."

In der Schule.

„Du weißt also nicht, wann der Dreißigjährige Krieg begann?!"

„Nein, Herr Studienrat . . . aber ich weiß, wie lange er dauerte!" (Passing Show).

Der Poet.

„Man sagt, der Heim Volkert kann nur Gedichte schreiben, wenn er raucht!"

„Was für ein Jammer, daß ihm niemand das Rauchen abgewöhnen kann!" (Passing Show.)

Sein täglich Brot.

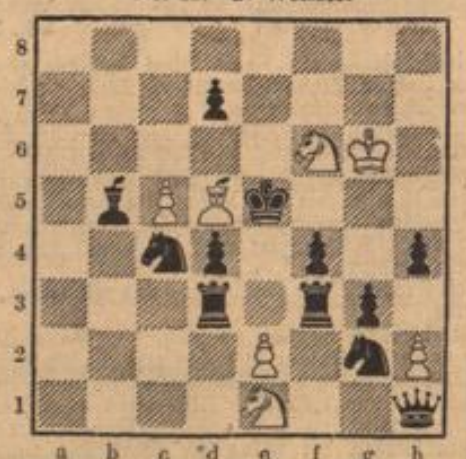
„Wozu will denn der Schwertschlucker die vielen Rasierklingen haben?"

Er leidet etwas an Magenverstimmung und der Arzt hat ihm leichte Kost verordnet!" (Herold).

Schach-Spalte.

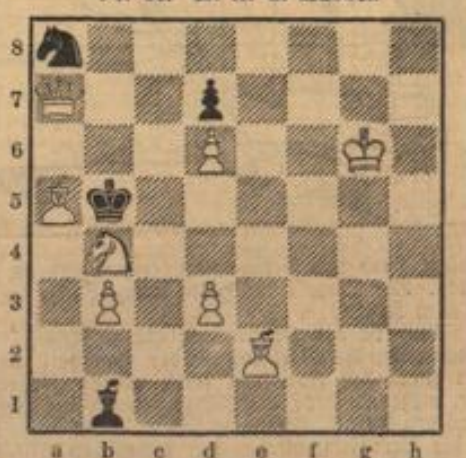
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 35. B. Weisser.



Weiß: Kg6, Ld5, Se1, f6, Bc5, e2, h2.
Schwarz: Ke5, Dh1, Td3, f3, Lb5, Sc4, g2, Bd4, d7, f4, g3, h4.
Matt in 2 Zügen.

Nr. 36. K. A. L. Kubbel.



Weiß: Kg6, Da7, La5, e2, Sb4, Bb3, d3, d6.
Schwarz: Kb5, Lb1, Sa8, Bd7.
Matt in 2 Zügen.

Gerührt — geführt. Die Frage, wann und wo das Gebot pièce touchée – pièce jouée eingeführt worden sei und welche Autoritäten dasselbe befürwortet hätten, ist verhältnismäßig leicht zu beantworten. Wir finden die gedachte Bestimmung in dem ältesten gedruckten Reglement, einem spanischen von etwa 1497 und begegnen ihr seitdem immer wieder in allen Ländern. Ob sich die Existenz der Regel noch weiter hinauf verfolgen läßt und ob sie, wie es wohl sein könnte, ihren Ursprung schon dem orientalischen Spiele verdankt, vermögen wir nicht zu entscheiden, da die Quellen, die hierüber Auskunft geben könnten, noch zu wenig erschlossen sind. Einzelne Autoritäten brauchen der Vorschrift wohl nicht zur Seite zu stehen, da sie überall ohne Einspruch wird befolgt worden sein, sobald man zum ernsthafteren Spiele überging und das Verbot, geschehene Züge zurückzunehmen, unzureichend erschien. Nicht selten hat man auch die Regel, ein angefaßtes Stück zu spielen, noch über den Grad der heute bei uns damit verbundenen Strenge hinaus verschärft und verlangt, jede Figur müsse auf ein Feld, wenn es mit ihr berührt sei, definitiv gestellt werden. Ueber dieses Thema dichtet unter anderen Eduard Josl, ein Mitglied des Lübecker Schachvereins, nachstehende Strophen, deren Inhalt manchem Spieler zur Notiz dienen möge:

Es gibt entsittlichte Naturen
(Vereinzelt nur zu unserm Glück)
Schamlos berühren sie Figuren
Und nehmen Züge — pfui — zurück!
Die mögen hinters Ohr sich schreiben:
Ob man auch die Partie verliert,
Was steht, das muß auch stehen bleiben.
Und überhaupt: Gerührt — geführt!

Und weiter nicht weniger beachtungswert:

Und wieder gibt es leider solche,
Die ohne Tugend und Moral
Flieh'n schamlos, gleich ertapptem Strolche,
Wenn's Spiel vorbei, aus dem Lokal.
Figuren lassen sie und Bretter
Dann steh'n und liegen (Sapperment;
Da schlag doch drein ein Donnerwetter!)
Grad wie die Sau vom Troge rennt!

Partie Nr. 19. Gespielt im Turnier zu Ems 1932

Königsgambit.

Weiß: Benzinger, Schwarz: v. Hennig.

1. e4—e5, 2. f4—d5, 3. e×d4—e4, 4. d4—Sf6, 5. c4—Le7, 6. Se2—0-0, 7. Sg3—c6!, 8. d×c6—S×c6, 9. d5—Sb4, 10. Lc2—Te8, 11. 0-0—Lc5+, 12. Kh1—Sd3!, 13. L×d3—e×d3, 14. f5—b5! Ausgezeichnet gespielt 15. D×d3—Sg4, 16 Se4—b×c4, 17. D×c4—La6!, 18. D×a6—T×e4, 19. Lf4—Tf4!, 20. T×f4!—Dh4, 21. h3—Dg3, 22. T×g4—De1+ und matt in 2 Zügen.

Lösungen: Nr. 23. 1. Te2. **Nr. 24.** 1. Sg6. Angegeben von Karl Kahl, Wilh. Biebeler und Ingenieur Schmitt.

Wohnung und Haushalt

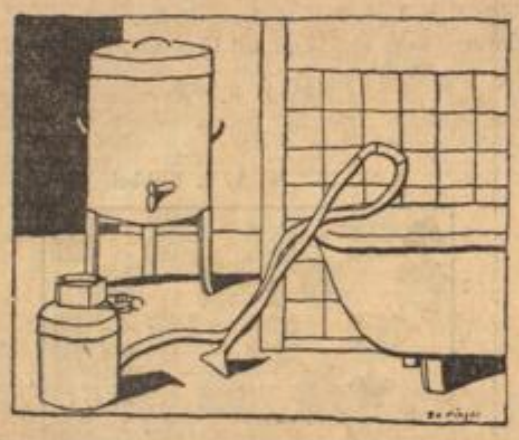
Heimtechnik für jedermann.

Von **Dr. Ing. Mengeringhausen.**

Heimtechnik — ein neues Wort das erst zögernd seit ein paar Jahren Eingang in unsere Sprache gefunden hat, und das sich noch nicht einmal in weiten Kreisen Geltung verschaffen konnte. Unwillkürlich fragt man sich, wenn man dieses Wort zum erstenmal hört, ob sich mit der neuartigen Zusammenstellung zweier alter Worte auch ein neuer Begriff verbindet, ob also mit der Technik im Heim tatsächlich ein neuartiges Anwendungsgebiet der Technik entstanden ist, oder ob hier nur ein Wortspiel vorliegt, hinter dem sich nichts Besonders verbirgt.

Diese Frage ist mit einem Nein und mit einem Ja zu beantworten.

Mit einem Nein Weil die Technik im Haushalt herrscht, solange es in der Kultur so etwas wie Haushalt gibt: denn die Technik hat ja im Haushalt ihren Ursprung. Das Feuer, das wichtigste und mächtigste Hilfsmittel aller Technik, hat seine erste Anwendung im Haushalt gefunden. Und die ersten technischen Geräte, der Pflug, die Werkzeuge zum Spinnen

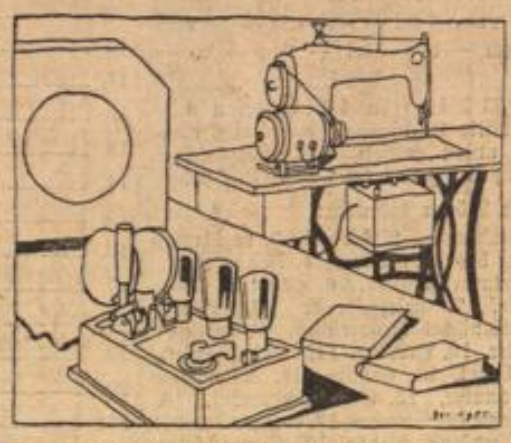


und Weben, Herd und Gefäße zum Kochen, sind im Haushalt entstanden. Die Technik im Heim wurzelt also in den Anfängen aller Kultur

Und doch ist die Heimtechnik etwas Neues. Während früher das technische Werkzeug für den Haushalt seine Gestalt aus der Hand der Hausfrau selbst oder des Handwerkers empfing, während seine Entwicklung und seine Verbesserungen durch den Zufall angeregt wurden, haben heute die Ingenieure die Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel in die Hand genommen Wo einst der Zufall regierte, herrscht heute die wissenschaftliche Untersuchung.

Am sinnfälligsten tritt diese Wandlung naturgemäß in all den schönen Maschinen und Apparaten in die Erscheinung, die der Ingenieur der Hausfrau geschenkt hat: Es sei hier nur an Staubsauger, Waschmaschine und Geschirrspülmaschine erinnert. Aber im Grunde genommen sind diese Dinge nicht das Wesentliche und zumindest nicht das Wichtigste. Gewiß, der Staubsauger hat sich heute ein weites Anwendungsgebiet erobert. Und sicherlich ist es schön wenn man sich eine von den kleinen Haushalt-Geschirrspülmaschinen kaufen kann, die es heute von etwa 300 M. an gibt.

Aber man muß sich darüber im klaren sein, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Haushaltungen sich größere Apparate und Maschinen selbst kaufen kann. Es ergibt sich, wenn man diese Tatsache klar ins Auge faßt, gewissermaßen zwangsläufig die Folgerung, daß die Hauptaufgaben des Ingenieurs darin bestehen, solche Hilfsmittel zu schaffen, die einer möglichst großen Anzahl von Haushaltungen zugänglich sind, oder aber diejenigen Hilfsmittel technisch weiter zu entwickeln oder zu verbessern, die lebensnotwendig und daher in jedem Haushalt vorhanden sind.



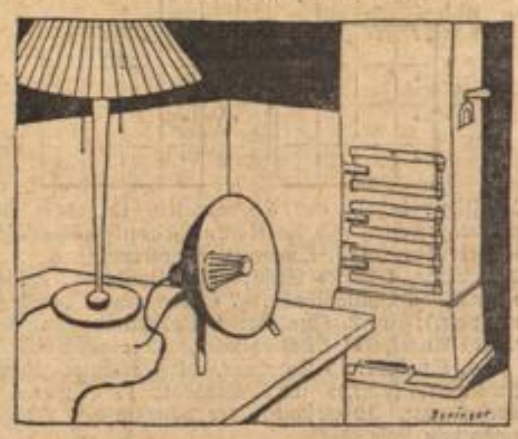
In diesem Sinne darf man sagen: Die scheinbaren Kleinigkeiten der Küche bilden ein weit dankbareres und wichtigeres Arbeitsgebiet für den Ingenieur als alle sogenannten Küchenmaschinen. Die neuen Nahrungsmittelbehälter aus Glas in Form kleiner Schütten, die die reichverzierten und bemalten Porzellan- und Steingutköpfe der guten alten Zeit ersetzen und dabei nicht teurer sind als diese; die Durax-Glasschlüssel, die es der Hausfrau erlaubt, zum Braten und Backen und zum Servieren mit einem Gefäß auszukommen (und dabei Arbeit zu sparen), das rostfreie Messer; die Wandkaffeemühle mit dem Glasbehälter, der die Menge des gemahlten Kaffees erkennen läßt; und die Gitterreihe für ein paar Groschen, die schnell und ohne Beschädigung der Hand besser als jede Reibemaschine Kartoffeln, Obst, Rüben und Zwiebeln zerkleinert; der Topfring, der es ermöglicht, zwei oder mehrere Töpfe übereinander zu stellen und wie man sagt „Turm zu kochen" — all das sind die eigentlichen Glanzleistungen der Heimtechnik, da sie jedem Haushalt zugänglich sind.

Ein typisches Beispiel für die Möglichkeiten, die sich aus planmäßiger Ingenieurarbeit ergeben, bildet die neue nichttropfende Kaffeekanne. Welche Hausfrau hat nicht schon ihre Betrachtungen über die Unzweckmäßigkeit ihres Kaffeegeschirrs angestellt! Mit unzulänglichen und schwer zu reinigenden Ecken, leicht abfallenden Deckeln und ähnlichen „Kleinigkeiten" findet sie sich verhältnismäßig leicht ab. Aber daß die Kaffeekanne immer und immer wieder das Tischtuch beschmutzt, daß selbst bei noch so großer Vorsicht nach dem Ausgießen an der Schnabe ein Tröpflein herunterrinnt und mit Sicherheit das zierig saugende Tischtuch erreicht — damit kann sich keine Hausfrau abfinden. Die Fabrikanten haben immer wieder gesagt: Es geht nicht anders; und sie sagten es, weil man jahrhundertelang die gleichen Formen beibehalten hat, — bis nun durch wissenschaftliche und zähe, zielbewußte Arbeit doch ein Weg gefunden wurde. Und jetzt, da die Lösung des Problems geschaffen ist, erscheint alles so einfach, obwohl es notwendig war, eine ganze Reihe ziemlich komplizierter physikalischer Gesetze zu benutzen, um die gewünschte Wirkung zu erzielen.

Wenn auch der Ingenieur stets im Auge behalten muß, daß seine Erfindungen möglichst jedem Haushalt zugänglich sein sollten, so heißt dies natürlich nicht, daß sie immer so billig sein müssen, daß jeder sie kaufen kann. Es gibt auch noch einen anderen Weg, ein Mittel, um selbst ganz teure Schöpfungen der Heimtechnik und gerade die größeren Maschinen und Apparate der Allgemeinheit zugänglich zu machen. Dieses Mittel ist der Einbau in die Wohnung und die Schaffung von Gemeinschaftsanlagen.

Als am Ende des vorigen Jahrhunderts die Entwicklung der gasbeheizten Warmwasserapparate begann, haben selbst ihre klugen Schöpfer wohl nicht geglaubt, daß man diese Apparate, bei denen auch zahlreiche Naturgesetze ihre Anwendung finden, vom einzelnen Haushalt wie ein Kochtopf oder Löffel gekauft werden würden. Und doch sind heute nach Schätzung der Fabrikanten im Gas- und Wasserfach Millionen solcher Apparate in Gebrauch, weil diese Apparate allmählich zum Bestandteil gut eingerichteter Neubau-Wohnungen geworden sind. Außerdem aber hat man Mittel und Wege gefunden, um solche Apparate auch den Haushaltungen in alten Wohnungen zugänglich zu machen. Durch die Sondereinrichtung der Gaswerke kann heute jeder Haushalt einen kleinen Schnellwassererhitzer mit Gasheizung gegen Bezahlung von 24 Monatsraten in Höhe von je 2 M. erhalten.

Eine der interessantesten und für die Hausfrauen erfreulichsten Taten des Ingenieurs ist die Schaffung der Haus- und Siedlungswaschanlage. Viele Zehntausende von Haushaltungen reinigen heute ihre Wäsche in solchen Waschanlagen, die mit den modernsten technischen Einrichtungen ausgerüstet sind. Die Reinigung einer vierwöchentlichen Wäsche von 3 bis 4 Personen erfordert hier einschließlich des Trocknens und Bügelns nur 4 bis 5 Stunden und kostet nicht mehr



als 3 bis 5 M., wobei das Waschmittel und der Brennstoff schon mit eingerechnet sind. In verschiedenen Siedlungen bestehen solche Anlagen in großem Ausmaß.

An diesem letzten Beispiel zeigt sich am deutlichsten der Sinn der Heimtechnik und des Schaffens der Ingenieure für den Haushalt: nämlich in erster Linie die Hausfrau von schwerer Arbeit zu entlasten und ihre Kräfte freizumachen für die Pflege der Familie; ihr zu helfen, mit geringeren Mitteln gut hauszuhalten und für sich selbst auch etwas mehr Muße zu finden.

Blumen und ihre Gefäße.

Wenn die Blume aus der Freiheit in den Wohnraum verpflanzt wird, bedarf sie einer empfindsamen Hand, die ihre Pflege übernimmt und eines zärtlichen Auges, das ihrer Eigenart zur Geltung verhilft. Ähnlich der Pflege von Kindern erfordern Blumen Hingabe und Verständnis für ihre eigene Art, wenn sie ohne Schaden in der Zimmerluft gedeihen sollen.

Nicht Fülle oder Erlesenheit der Art machen Blumen im Raum so wirkungsvoll, sondern sorgsame Behandlung und ein gefälliges Abstimmen auf die Umgebung. Man muß im rechten Verhältnis zur Natur stehen, um zu erkennen, daß sie gleich lebensvoll in ihren bescheidensten wie in ihren ausdrucksvollsten Vertretern ist. Die Kiefernzweige, die wir auf einer Wanderung durch winterlichen Wald aufheben, zaubern mit ihrem würzigen Duft und der immergrünen Farbe ein Stückchen Wald in unser Zimmer. Ein Strauß Gänseblümchen im Wasserglas auf dem Nachttisch ist ein anmutsvoller Morgengruß. Auch die bunten Ahornblätter, die das Kind im Park gesammelt hat und uns bringt, werfen wir nicht fort, sondern suchen eine passende Vase, um uns an ihrer feinen Aderung und zackigen Formung zu erfreuen. Im Herbst schmücken die Zweige der Rotbuche oder die schwarzen und roten Beerenäste unsere Tafel.

Auch sei der Kakteen mit einem Wort gedacht, da sie so viele Freunde haben. Sie zieren das ganze Jahr hindurch unsere Fenster, können auch einmal bei einer Festlichkeit, in Moos gebettet, in einer tiefen Schale auf den Tisch gestellt werden. Nur sollte man ihre Anspruchslosigkeit nicht allzu hart prüfen, Vernachlässigung ist bestimmt kein Antrieb zu üppigem Wachstum.

Einen echten Naturhauch bringt die Zimmerlinde in unsere Räume, deren sammetweiche Blätter wie von Sonne gesättigt erscheinen. Schöne Hängepflanzen, Tradescantien oder Spargelkraut, entwickeln selbst im Winter lebhaftes Wachstum, wenn sie gleichmäßig warmer Zimmertemperatur ausgesetzt sind.

Das richtige Gefäß für die Schnittblume zu wählen, ist ahnungsvolles Erfassen ihrer Eigenart. Die Hand, die den Blumenstrauß in Empfang nimmt, verrät nur zu leicht, ob sie mit Blumen umzugehen versteht. Von den Fesseln des Drahtes befreit, am unteren Ende des Stengels von Blättchen gesäubert, die der Fäulnis ausgesetzt wären, taucht man die ermattete Blume ins frische Wasser, wo sie sich bald wieder erholen kann.

Ein Busch bunter Sommerblumen gehört in einen keramischen Henkelkrug. Die roten Tulpenblüten wachsen prächtig aus der schneeweißen Porzellanschale. Wie vermählt sich die Zartheit einer Nelke mit dem silbernen schlanken Kelch zu untrennbarer Einheit! Leuchtende Dahlien, die ihre schweren Blumenköpfe zur Erde neigen, sind wohlgeborgen in einer ganz flachen Schale aus rauchgeschwärztem, venetianischem Glas. Ein einzelner Zweig braucht eine schlanke, hohe Vase, die seine Einmaligkeit betont. Nur eins will mir nie zur Blume passen: die Vase, der Blumen aufgemalt sind. Soll eins mit dem anderen wetteifern, eine das andere ausstechen? Natur und Kunst in so deutlicher Gegenüberstellung ist ein Mißgriff.

Ilse Deile.

Wandlungen des Raumgefühls.

Instinkt, an sich schon ein trügerisches Gefühl, ist bei Geschmacksfragen besonders unzuverlässig. Unablässig ändert sich unser Geschmack. Es kann uns passieren, daß wir einen Gegenstand begeistert verteidigen, den wir noch vor kurzem entschieden abgelehnt haben. Wir sehen es ja täglich an der Mode der Frauen, wie wandelbar geschmackliche Überzeugungen sind. Noch nachhaltiger, wenn auch nicht in gleich schnellem Tempo, haben sich die Anschauungen über die Gestaltung der Wohnung geändert. Das heutige Raumbild steht in starkem Gegensatz zu dem vor zwanzig Jahren. Viele sehen mit skeptischen Augen alles, was sie einst schön gefunden haben, heute verurteilt.

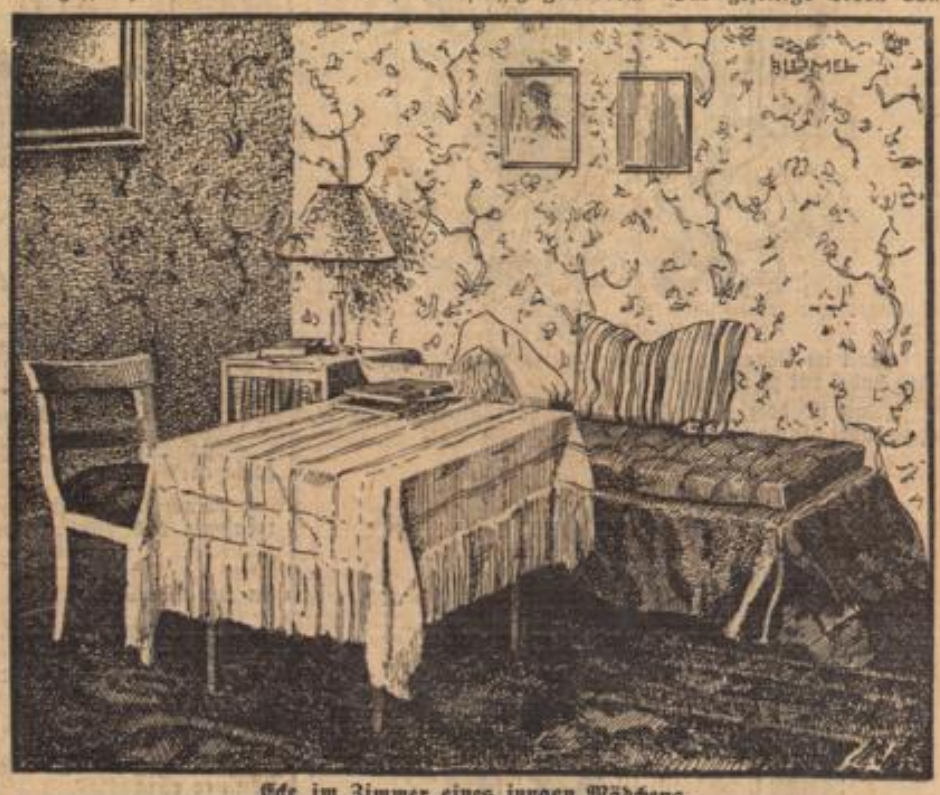
Der moderne Mensch hat ein ausgesprochenes Verlangen nach Licht und Sonne. Von einem solchen Hang war zur Zeit unserer Väter wenig zu spüren. Sie fühlten sich nicht gestört, wenn tiefüberhängende Woll- oder Plüschgardinen den Eintritt des Lichts erschwerten. Die Gardine, die heute nur mittags den grellen Sonnenschein abblenden oder abends das Zimmer verdunkeln soll, hatte vor allem den Zweck, das Fenster vor unliebsamen Einblicken zu schützen. Distanz zu halten, war ein viel stärkerer Antrieb als das Verlangen nach Sonne.

Die Vorliebe für dunkle Farben, die doch in den Wohnungen der vergangenen Epoche allgemein ist, findet gleichfalls ihre psychologische Deutung. Dunkle Farben sind gesättigte Farben, sie können (nicht immer!) einem Raum eine gewisse Würde und Vornehmheit verleihen, während lichte Farben keinerlei Nimbus von Patrizierhaus und gediegenem Wohlstand vorzaubern können. Sie sind schlechtweg licht, einfach, eindeutig, dafür aber künstlerisch, geschmackvoll und von starkem, aufheiterndem Einfluß auf das menschliche Gemüt.

Wenn heute eine graziöse Leichtigkeit der Möbel triumphiert, so spiegelt sich darin wider, wieviel beweglicher, labiler und unbeständiger die Menschen geworden sind. Da die Technik uns mit soviel Neuerungen überschüttet, ist die Wohnungseinrichtung „fürs Leben" kaum mehr berechtigt, raschere Abnutzung, gesteigerter Verbrauch die logische Folgerung.

Die Auffassungen über die Stellung der Möbel zueinander sind gänzlich andere geworden. Während man früher mit konservativer Beharrlichkeit an einem bestimmten Einrichtungs- und Aufstellungssystem festhielt ist heute geradezu alles möglich. Man vermeidet jede Symmetrie, alles Garniturmäßige und läßt seiner Phantasie freien Lauf. Das Gesetz der Auflockerung, der Raumschaffung ist vorherrschend, sehr im Gegensatz zu früher, wo volle Räume gleichbedeutend mit behaglichen Räumen waren. Man scheut nicht mehr die freie Fläche. Zugunsten der eigenen Bewegungsfreiheit beschränkt man den Platz des Gegenstandes.

Der große Tisch als Mittelpunkt umfangreicher Geselligkeiten ist überflüssig geworden. Das gesellige Leben von heute vollzieht sich in freier, unzeremonieller Art. Man gruppiert sich mit einer gewissen inneren Behendigkeit und Nonchalance in einer Zimmerecke. Dazu benutzt man nicht mehr die steifen, hochlehnigen Stühle, sondern bequeme niedrige Sessel, die alle verschiedenartige Formen und Bezüge haben und eine biegsame Anpassungsfähigkeit des Körpers erfordern.



Ecke im Zimmer eines jungen Mädchens.
(Architekt Heinrich Tessenow.)

Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 112. Sonntag, 24. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(30. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Tief beugte sie den Kopf über die Tastatur der Maschine. Sie wollte nicht daran denken. Was galt ihr die Wette! Was alle Bedingungen! Sie arbeitete . . . arbeitete zum ersten Mal mit ganzem Herzen, mit ungeteilter Lust, arbeitete in beseligendem Drang! Und fühlte den wundervollen Segensstrom dieser Arbeit über sich hinbrausen — und sollte das wieder aufgeben . . . wieder dem Ungewissen entgegengehen?

Nein! Nein!

Sie redete sich ein, daß ja Reinhold Buchenau in seinem Schaffen durchaus noch nicht gesichert sei, daß er sie noch brauche. Sagte sich das immer wieder, bis es ihr gelungen war, die mahnenden Stimmen allgemach zum Schweigen zu bringen.

Immer mehr häufte sich die eigene Arbeit. Bald hatte sie vier, fünf Stunden am Tage zu tun, um fertig zu werden.

Ende des Monats liefen die ersten verschickten Manuskripte wieder ein, wurden aber sofort wieder von neuem verpackt und an andere Redaktionen weitergegeben. Von zwei Zeitungen und einer Zeitschrift liefen kurze Benachrichtigungen ein, daß die eingesandte Arbeit angenommen sei und demnächst veröffentlicht werde.

Dann erhielt Reinhold Buchenau eines Tages die Aufforderung vom Wundhusverlag, sich persönlich einmal einzufinden, da man ihn kennen lernen und eventuell über weitere Pläne mit ihm sprechen möchte.

Er ging. Kaum hatte er aber die Wohnung verlassen, huschte Helga in das im Nebenhaus befindliche Restaurant und rief den Wendhus-Verlag an. Ließ sich mit Dr. Jacob verbinden, sagte ihm, daß in wenigen Minuten Reinhold Buchenau zu ihm kommen werde. Bat, dem jungen Mann gegenüber auf keinen Fall ihren Namen zu nennen, komme er von selbst darauf zu sprechen, abzulenken. Dr. Jacob versprach es ihr, benutzte jedoch gleichzeitig die Gelegenheit, sie zu fragen, was ihr spurloses Verschwinden und Wirken aus dem Verborgenen eigentlich zu bedeuten habe.

„Geduld, Doktor! Noch ein paar Wochen, dann sollen Sie alles erfahren . . . und vielleicht . . . vielleicht schreibt Ihnen dann Reinhold Buchenau eine fabelhafte Artikelserie über eine Millionärin außer Dienst! Vorläufig aber, bitte, kein Wort ihm gegenüber!"

Ehe Jacob noch weitere Fragen stellen konnte, hatte sie angehängt.

Als Reinhold nach nahezu zwei Stunden zurückkam, freudestrahlend und ihr erzählte, daß man im Wendhushaus nicht abgeneigt sei, ihn fest zu verpflichten, fragte sie ihn:

„Sagen Sie, Reinhold, warum versuchen Sie nicht einmal, einen Roman zu schreiben?"

„Sie werden immer anspruchsvoller, Helga! Zu einem Roman gehört viel Atem . . . ob ich den habe, weiß ich nicht!"

„Natürlich haben Sie ihn! Ich werde Ihnen einen famosen Stoff geben, etwas ganz Apartes . . ."

„Schießen Sie los!"

„Noch nicht. Noch müssen Sie etwas warten . . . die Idee ist nämlich noch nicht ganz fertig!"

Plötzlich wurde sein Gesicht ernst. In seinen Augen war jener tiefe, klare Glanz, der etwas von dem Reichtum seines Innern verriet.

„Ehrlich gesagt, Helga, einen Roman möchte ich schreiben und zwar einen, in dem ich die schwere deutsche Not in die Welt hinausschreien möchte, in dem ich zeigen möchte, was Krieg, Völkerhaß, Lüge und Ichsucht aus einem ehemals reichen, glücklichen Lande gemacht haben! Ins Herz hämmern möchte ich den Menschen, die an dem Leid ihrer Brüder vorübergehen, als wäre es nicht da, das herrliche, höchste Gebot des Nazareners, das ihn allein schon unsterblich und zum edelsten der Menschenkinder gemacht hätte, das Gebot: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Wenn es mir gelänge, ein Werk zu schaffen, mit dem ich die Menschen aufrüttle aus ihrer Gleichgültigkeit, ihrem Nuranichdenken . . . dann, Helga hätte ich das Ziel meines Lebens erreicht!"

Sie sah begeistert, bewundernd zu ihm auf. Und wenn er in diesem Augenblick verstanden hätte, in ihren Augen zu lesen, hätte er sie in seinen Arm genommen und sie zu seinem Eigentum gemacht. Alles in diesem Blick war reinste, bedingungslose Hingabe, war Sehnsucht, aufzugehen in ihm, zu schaffen mit ihm.

„Sie sind ein seltener Mensch", sagte sie leise, und verhaltene Innigkeit klang in ihrem Ton. „Sie ringen und kämpfen um Ihr eigenes Leben und denken doch nur an ihre Mitmenschen. Was würden Sie wohl erst tun, wenn Sie reich wären?" Etwas wie schelmische Heiterkeit blitzte auf: „Ja, Reinhold, was würden Sie tun, wenn Sie — Millionär wären?"

„O, das wüßte ich schon!" lächelte er. „In Amerika, in dem Land des Business und der Geldjagd, existiert eine Organisation, die sich „helping hand" nennt. Ich weiß nicht, wie weit dort der Idealismus und der wirkliche Trieb der Nächstenliebe eine Rolle bei einem solchen Unternehmen spielt. Aber ich weiß, daß der Zweck ein wirklich edler ist: alle, die dieser Organisation angehören, haben sich die Aufgabe gestellt, helfende Hand zu sein bei der Linderung der Not und des Elends ihrer Mitmenschen. Alle sind „helping hand" aus innerster Hilfsbereitschaft heraus, ohne Anspruch auf Lohn oder sonst eine Entschädigung! Sie gehen ohne viele Worte in die Hütten und Höhlen der Armen und Hungernden, an die Betten der Kranken und Greise und helfen ihnen, helfen ihnen wirksam und tatkräftig. Sie schaffen aus dem Nichts Altersheime und Mütterheime, in denen reinste Menschenliebe regiert, schaffen Beratungsstellen, aus denen kein Hilfesuchender fortgeht, ohne gefunden zu haben, was er suchte! Sehen Sie, Helga, das ist schön, das ist menschlich! Bei uns hat die sogenannte Wohltätigkeit einen üblen Beigeschmack und immer einen Hauch von Geschäft. Viele von denen, die bei uns im Dienste dieser Wohltätigkeit stehen, tun es doch aus purem Eigennutz; von den Geldern, die bei uns dazu verwandt werden sollen, fließt ein großer Teil, manchmal sogar der größte Teil in die Taschen der sogenannten Hilfskräfte für Aufwandsentschädigungen und Spesen

und sonst etwas. Wird verbraucht für die Unterhaltung von Büros und anderem unnötigen Drum und Dran. Wenn ich Millionär wäre, dann würde ich nach amerikanischem Muster eine Organisation „Helfende Hand" bei uns schaffen, die wirkliche Wohltätigkeit aus der Liebe zum Nächsten heraus treibt, nicht aus Eitelkeit oder weil es „zum guten Ton" gehört, sich damit zu befassen! Alle, die ich dazu heranziehe, müssen durchdrungen sein von dieser Liebe, müßten das ganze Herz voll dieser Liebe haben und helfen, weil sie helfen müssen! Es müßte eine Wohltätigkeit sein, die sich nicht nur das Mäntelchen einer solchen umhängt und bei jedem Schritt Dank und Anerkennung verlangt, sondern hilft und stillt aus dem Gefühl einer Pflicht heraus, ohne auf Dank oder darauf zu rechnen, ihren Namen groß und breit in den Zeitungen hinausposaunt zu sehen! Was in Amerika möglich ist, ist bei uns viel eher möglich. Ich zweifle nicht daran, daß ich Helfer in Massen finden würde, die dem Gebot des Nazareners folgen und mir die Hand reichen würden im gleichen Streben und in der gleichen Liebe!"

„Ich wäre die Erste, die Ihrem Werke gehören würde mit allem, was ich bin und habe!"

29.

Die furchtbare, bis ins innerste Mark dringende Kälte des Frühjahrs 1929 war endlich gewichen. Der April neigte sich seinem Ende zu. Ein paarmal hatte der wetterwendische Herr den Menschen schon ein Bündel warmer leuchtender Sonnenstrahlen in den Weg gestreut, die wie eine Verheißung waren. Dann aber hatte wahrscheinlich irgend ein kleines unschuldiges Engelchen ihn wieder geärgert, daß er seine gute Laune verlor. Frau Sonnes goldfunkelndes Haar packte und sie hinter eine graue, undurchsichtige Wolkenwand zerrte. Nicht genug damit, rüttelte er Frau Holle wach und ließ sie wie zum Hohn auf den Kalendermann eine Flut weißer Flocken über die Erde ausschütten.

Helga kehrte von einem Ausgang nach Hause zurück. Sie hatte eine umfangreiche Schreibmaschinenarbeit abgeliefert und ein annehmbares Häufchen Geld dafür erhalten. Sie freute sich darüber . . . aber die Freude kam nicht zum Durchbruch. Seit dem frühen Morgen schon bohrte irgend etwas in ihren Gliedern, war ein Stechen in ihrem Rücken. Und jetzt, als sie die Treppe hinaufstieg, kam plötzlich ein so starkes Fröstеln über sie, daß es sie förmlich durch und durch schüttelte und sie sich einen Augenblick gegen das Geländer lehnen mußte.

Gleich darauf stieg brennende Hitze von innen herauf, glühte über ihr Gesicht hin und ließ ihre Lippen beben wie im Fieber. Ein Schwindelgefühl im Hirn weckte die Empfindung, als drehe sich alles im Kreise um sie herum.

Sie raffte sich auf und gelangte glücklich in die Wohnung.

Als Reinhold Buchenau sie ansah, erschrak er.

„Um Gotteswillen, Helga, was ist Ihnen denn? Sie zittern ja?"

„Mir ist nicht ganz wohl!" erwiderte sie und versuchte das Klappern der Zähne zu unterdrücken. „Vielleicht der Witterungswechsel . . ."

„Sie werden mir doch nicht krank werden? Die Grippe geht um . . . in Berlin liegen Tausende an ihr darnieder."

„Nicht doch, Reinhold!" lächelte sie. „Ich bin vielleicht ein wenig zu schnell gegangen . . . oder eine leichte Erkältung, die nichts zu bedeuten hat!"

„Wollen Sie sich nicht lieber zu Bett legen, bis es vorüber ist?"

„Wo denken Sie hin! Dort liegt ein Haufen Arbeit, die erledigt werden muß! Auch zwei Skizzen von Ihnen habe ich noch abzuschreiben . . ."

„Das hat Zeit!" erwiderte er besorgt.

Trotzdem setzte sie sich an die Maschine und begann zu arbeiten. Über eine Stunde lang ging es. Dann tanzten die Buchstaben vor ihren Augen, war ihr, als müsse sie im nächsten Moment vom Stuhl fallen. Heftiger Kopfschmerz flackerte jäh auf, Schwäche kroch von unten herauf und umhüllte sie mit einer nicht zu überwindenden Mattigkeit.

Sie wollte aufstehen, merkte plötzlich, daß ihre Beine sie nicht trugen und sank in sich zusammen. Sofort war Reinhold, dessen Zimmer in der letzten Zeit auch ihr Arbeitszimmer geworden, bei ihr. Beugte sich erschrocken über sie, sah, daß sie bewußtlos war, sprang hinaus und rief Frau Apelt.

Die stieg einen Schreckensruf aus, als sie Helga am Boden liegen sah und kniete neben ihr nieder.

„Ich werde Fräulein Wendhus in ihr Zimmer tragen . . . vielleicht sind Sie so liebenswürdig und bringen sie dann zu Bett. Ich vermute einen Grippeanfall, bei dem sie vor allem Wärme braucht. Sollte es bis heute abend schlimmer geworden sein, hole ich den Arzt!"

Mit unendlicher Sorgfalt hob er die Besinnungslose auf, brachte sie in ihr Zimmer, ließ sie dort auf ihr Bett niedergleiten und verließ dann denn Raum. Tat das alles mit kaum verborgen gehaltener Angst, mit einem Ausdruck heißer, inniger Sorge in den Augen.

Noch während Frau Apelt sie der Schuhe und Strümpfe entledigte und ihr eben das Kleid abstreifen wollte, kam Helga wieder zu sich. Richtete sich halb auf und sah die um sie Bemühte benommen an.

„Mein Gott, was machen Sie denn für Dummheiten, Kleinchen? Einfach umzufallen! Kommen Sie, jetzt ziehe ich Sie aus und packe Sie schön ins Bett. Wenn Sie tüchtig schwitzen, wird es morgen wieder gut sein!"

Willenlos ließ Helga alles mit sich geschehen. Ihr Gesicht glühte, und ihr schlanker Körper wurde andauernd von inneren Fieberschauern geschüttelt.

Als sie endlich lag und Frau Apelt sie bis zum Halse hinauf eingewickelt hatte, fragte sie leise, matt:

„Wo ist Herr Buchenau?"

„Er ist nebenan, Kindchen . . . bleiben Sie jetzt nur schön liegen. Ich werde Ihnen einen heißen Grog von Rum kochen, damit Ihnen warm wird. Haben Sie Schmerzen?"

„Mein Kopf . . . und der Hals . . . und der Rücken . . ."

„Es ist nur eine Grippe. Nur Wärme . . . und um den armen Kopf werden wir ein paar Umschläge machen."

„Darf Herr Buchenau nicht ein bißel zu mir kommen? Ich möchte ihn gerne bei mir haben . . ."

„Aber natürlich, Kindchen! Nur liegen bleiben und hübsch die Arme unter der Decke lassen!"

Wie eine Mutter um ihr Kind war Frau Apelt um die Kranke bemüht.

Reinhold kam herein und blieb zögernd an der Tür stehen, angstvoll zu ihr hinübersehend.

Sie versuchte zu lächeln und winkte ihm mit einer schwachen Kopfbewegung. Er näherte sich ihr.

„Wollen Sie ein bißchen bei mir bleiben, Reinhold? Es tut mir wohl . . . nehmen Sie sich den Stuhl dort!"

Er tat es und ließ sich neben dem Bett nieder. Frau Apelt ging in die Küche, um den Grog zu brauen.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Reinhold, es ist nicht schlimm, Nur vorhin wurde mir auf einmal schwindelig . . . ich weiß nicht wie das kam."

Er sah in ihr von der inneren Glut gerötetes Gesicht.

„Werden Sie nur nicht ernstlich krank, Helga . . . ich weiß ja garnicht, was ich ohne Sie anfangen soll!" flüsterte er.

(Fortsetzung folgt.)

Altes Bild.

Die Tränen leuchten wie Opale schwer
Und deine Augen gleich den Blumen flehen,
Um deine weiße Stirn ist ein Wehen
Von allen Küsten über weitem Meer.

Auf einen Abgrund schatten deine Lieder,
Den deine Hände, schmale, überbrücken;
Und tausend Schwerter, die dich steil umzücken,
Vor deinen Lippen schämen sie sich nieder.

Madonna, in den Glanz getaucht des Leides,
Du Strahlenherrin, mütterlich Gebild,
Liebe und Schmerzen sind dein Schild:
Auf ihrer bleichen Hand reicht sie dir beides.

Alfred Hof.

Dr. Margarete Schultze-Berlin:

Verwehte Klänge.

Aus dem „Poesie-Album" unserer Kinder.

„. . . es sendet, was vergangen, uns immerdar entgegen seinen Gruß."

Das rollende Rad der Zeit geht hinweg über Großes und Kleines. Es zermalmt stolze Kulturerrungenschaften sowie schlichte, oft einfältige Volksbräuche. Viel Altes fiel in Schutt und Asche, viel Neues versuchte sich hindurchzuringen. Und ehe wir uns versehen, gehört der Vergangenheit an, was uns einst lieb und teuer war. Plötzlich, in einer stillen Stunde, der Erinnerung geweiht, erhebt so eine liebe, alte Sitte, scheu und schüchtern ihr Haupt und wir erkennen, daß Totgeglaubtes für uns garnicht tot ist, sondern nur geschlafen hat.

„Poesie-Album"! Steigt nicht ein Stück der eigenen Kindheits- und Jugendgeschichte in unserem Bewußtsein auf? All die lieben, alten Verse aus der Feder verehrter Lehrer und Lehrerinnen, der Eltern, Tanten und Onkel und — der Mitschüler? Führen sie uns nicht auf weichen Schwingen zurück ins Jungendland? Leider muß man etwas weit zurückgehen, die Kinder unserer Kinder wissen nichts mehr davon, sie sind ja um so vieles ärmer, denn der sogenannte Ersatz ist wirklich nur ein „Ersatz".

Bei unseren Urgroßeltern hieß das „Poesie-Album" anders: „Stammbuch" wurde es genannt, obwohl der Ausdruck „Album" sehr viel älter ist. Ein sogenanntes Album findet sich bereits in mitteralterlichen Klöstern, wo es zur Einzeichnung vorüberziehender Gäste diente, die häufig unter ihren Namen noch eine Setenz oder auch ein Verslein setzten. Davon soll aber hier nicht die Rede sein, sondern der beschränkte Raum soll nur eine Blütenlese im allgemeinen und derjenigen mit ungewolltem, kindlichem Humor erfüllten Verse darstellen.

Es gab Verse, die Jahrzehnte um Jahrzehnte überdauerten, und immer wieder von einem Album ins andere hinein abgeschrieben wurden. Wie erheiternd wirkt eine solche Sammlung besonders dann, wenn ein orgineller Vers der lieben Mitschüler unmittelbar hinter ernsten, mahnenden Lehrerworten sich fand. Unter den „unsterblichen" Versen seien die nachfolgenden genannt:

„Ich lag im Garten und schlief,
Da kam ein Engel und rief:
Lieschen, Du sollst auferstehen und
Zu Deiner Freundin gehen."

Und:

„Sei wie das Veilchen im Moose,
Bescheiden, sittsam und rein.
Und nicht wie die stolze Rose,
Die immer bewundert will sein."

Von der Hand der Erwachsenen, besonders der Lehrer werden häufig Bibelstellen eingeschrieben. „Sei getreu bis in den Tod", „Selig sind die reines Herzens sind". Es finden sich so merkwürdige Kontraste, die oft von überwältigender Komik sind. So hatte sich ein Papa im Album seines Töchterchens folgendermaßen verewigt:

„Wer tatenlos nur immer wägt,
Ist niemals Kraft beseelt,
Das Huhn, das keine Eier legt,
Hat den Beruf verfehlt."
Dies sagt Dir Dein treuer Papa.

Alsdann folgt der Bruder der kleinen Album-Besitzerin:

„Nimmer werd ich Dein vergessen,
Teures Schwesterlein, denk an mich.
Wenn mein Grab schon ausgemessen."
Dies wünscht Dir Dein Bruder Fritz.

Das vorliegende Album zeichnet sich durch besondere Reichhaltigkeit aus. Eine ganze Reihe von „Tugendversen" mit hohem und tiefem Niveau. Mahnende Worte auf pädagogischer Grundlage, auch häufig mit Ewigkeitsdauer:

„Willst Du glücklich sein im Leben,
Trage bei zu anderer Glück.
Denn die Freude, die wir geben
Kehrt ins eigene Herz zurück."

Nächste Seite: irgend eine „beste" Freundin:

„Wenn ich einst gestorben bin und man wird
Dich fragen:
Wo ist Deine Freundin hin? Dann mußt Du
sagen:
Das ist nur ein kurzes Lied: Deine Freundin
ist verblüht."

Ferner:

„Ewig, ewig lieb ich Dich, liebe Freundin
denk an mich,
Kann ich auch nicht bei Dir sein, steh ich in Dein
Album drein."

Hierhin gehört auch die beziehungsreiche Warnung:

„Annelies lerne Menschen kennen,
Denn sie sind veränderlich,
Die sich heute Freundin nennen,
Sprechen morgen über Dich."

Das folgende Verschen scheint Heimatrecht in allen Albums zu besitzen, immer kehrt es wieder:

„Kennst Du das Blümchen am moosigen Quell:
Es leuchtet am Pfade des Lebens so hell.
Blau ist die Farbe, hell strahlt sein Licht,
Die Freundschaft nennt es Vergißmeinnicht."

Wer jemals ein Album bei Kind und Kindeskind gesehen hat, weiß wie beliebt das Verslein war:

„Lebe glücklich, lebe froh,
Wie der Mops im Paletot."

Die unerbittliche Zeit schreitet fort, man wurde älter und leise Ahnungen, auch Erkenntnisse steigen in der Kindesseele auf, daß man dem „Großen", von denen man ein Erinnerungsblatt wünschte, eigentlich nicht zumuten kann, sich vor oder hinter Freundin Else, Lieschen, Kätchen einzutragen. Es geschieht also eine Trennung, zwei Bücher laufen nebeneinander, eins für die Erwachsenen und eins für Kinder. Und nun kann sich all der liebe, törichte Unsinn ausbreiten, Kritik ist nicht zu befürchten. Es tritt oftmals ein Humor zu Tage, der gradezu grotesk anmutet, eine Komik die überwältigend wirkt:

„Keine Rose duftet so schön,
Als wenn wir beide beisammen stehn."
Deine treue Freundin.

Und:

„Ich weiß eine kleine Taube,
Die nickt mich freundlich zu.
Die süße, kleine Taube,
Ilschen, das bist Du."

Die zweite Seite eines Albums ist für die beste Freundin bestimmt, die sich also verewigt:

„Das Lämpchen brennt so trübe,
Es fehlt sie an das Fett,
Der Jüngling, den ich liebe,
Der liegt schon lang zu Bett."
Dies widmet Dir Deine Freundin.

„Bruder Fritz" hat folgendes zu sagen:

„O hör, Du Bursche, willst Du mit uns singen?
Wir wollen, ehe die Hähne krähn, Dein Herz
zur Ruhe bringen."

Eine Vorgeschrittene äußert sich folgendermaßen:

„So hat noch niemand mit mir getan,
An beiden Händen faßt' er mir an.
Und schaut mich in die Seele.
Dies wünscht Dir Deine Ursula.

Und zum Schluß:

„Durch Zufall lernten wir uns kennen,
Nun aber müssen wir uns trennen."
Dein jüngster Bruder.

Für den, der darauf eingestellt ist, diesen an sich harmlosen Unsinn psychologisch zu untersuchen, wird sich vor ein Problem gestellt sehen, an denen die Kindesseele so reich ist und die Geheimnisse in sich birgt, schwer genug, sie zu ergründen. Das Kind hat durchaus Sinn für tiefe, ernste Worte der Erwachsenen, es fehlt nur das Verständnis zunächst. Es will aber durchaus nicht darauf verzichten, zu hören, was die ihm, gerade ihm, zu sagen haben, die zu seiner Welt gehören, die Gleichaltrigen, die Mitschüler. Eine Welt, in der die „Großen" nichts zu suchen haben. Die predigen ja so schon genug Moral. Unterbewußt beginnt aber die Erkenntnis zu wachsen für den Wert des Erzieherischen, drum muß er auch „drinstehen", der gute Lehrer, wenn auch das Verständnis noch nicht fassen kann, was er damit sagen will, wenn er beispielsweise ins „Album" geschrieben hatte:

„Du bist ein Kind und sollst es ewig bleiben,
Der echte Mensch bleibt ewig Kind."

Der rätselhafte Tod des Doktor Fabricius.

Skizze von **Marg. Graf-Weilheim.**

Dem Amtsarzt einer mitteldeutschen Kleinstadt, Doktor Lambert Fabricius, wird an einem lichtblauen Frühlingstage auf Wunsch des Richters ein Siebzehnjähriger zugeführt, dessen Verantwortlichkeit er für eine frisch aufgedeckte Straftat feststellen soll. Der Arzt erkundet vorsichtig tastend das halb verängstigte, halb in trotziger Abwehr erstarrte Gemüt des Knaben Stefan und kann keinerlei bedenkliche Mängel des Geistes oder der Seele finden. Auf Grund seines Gutachtens wird der jugendliche Sünder zwar verurteilt, erhält aber eine langjährige Bewährungsfrist zugemessen.

Doktor Fabricius, der die eigene Kinderlosigkeit zuweilen schmerzlich als Mangel empfindet, nimmt sich des geweckten, auffallend wohlgeschaffenen Knaben väterlich an und bringt ihn schließlich sogar, der Warnung Wohlmeinender zum Trotz, in seinem Hause unter. Stefan, dankbar, fleißig und geschickt zu aller Arbeit, versteht es sehr bald, sich die mütterliche Zuneigung der stillen, ja zuzeiten ein wenig schwermütigen Hausfrau zu erringen, und hält peinlich genau sein gegebenes Wort, mit keinem seiner früheren Gefährten weiter Freundschaft zu pflegen.

Am 22. Dezember desselben Jahres, an einem Sonntage, werden Doktor Lambert Fabricius und seine Ehefrau von der Köchin im Schlafzimmer der Wohnung ermordet aufgefunden, beide durch Herzschuß getötet. Die Flurtür ist ordnungsgemäß verschlossen, Kasten und Schubladen sind unberührt. Freien Zugang zur Wohnung hat außer der alten Köchin, die über jedem Verdacht steht, nur Stefan, der junge Pflegesohn.

Bei seiner Rückkehr von der Eisbahn wird er sofort in polizeilichen Gewahrsam gebracht und streng verhört. Er zeigt sich jedoch in hohem Maße bestürzt und beteuert unter Tränen seine vollkommene Ahnungslosigkeit. Aber kann er nicht ein geschickter Schauspieler unechter Gefühle sein? Ist es aber denkbar, daß sich der kräftige und gewandte Doktor Fabricius ohne Widerstand überrumpeln ließ? Denn das Zimmer weist keinerlei Spuren eines Kampfes auf, und der Tote ruht so sanft über seiner Frau hingesunken, als neige er sich nur eben lauschend über eine Schlafende.

Unerklärlich ist ferner, warum der verständige Junge sich eine freundlich gesicherte Zukunft um einer verbrecherischen Augenblickslaune willen zerstört haben sollte. Aber das Vorurteil besteht nun einmal, tausend schlimmen Meinungen und üblen Andeutungen den Weg bereitend.

Die gerichtliche Untersuchung der Toten ergibt die überraschende Tatsache, daß die Frau des Doktor Fabricius sich unzweifelhaft selbst entleibt hat, während ihn selbst etwa drei Stunden später eine Kugel von fremder Hand aus großer Nähe getroffen haben muß. Die beiden verhängnisvollen Schüsse sind offenbar aus der zierlichen Pistole abgefeuert worden, die neben den Toten auf dem Bodenteppich gefunden wurde — die alte Köchin entsinnt sich nicht, diese Waffe jemals zuvor im Hause gesehen zu haben.

Bis zum Tage der Gerichtsverhandlung hat sich der Fall Fabricius verwirrt anstatt enträtselt.

Der verdächtige Stefan, der apathisch und verstört jede weitere Aussage verweigert, zuckt nur jedesmal erschrocken auf, wenn der Vorsitzende unvermittelt das Wort an ihn richtet. Seine Stumpfheit gilt den Herren als übles Verstocktsein, seine fassungslose Trauer als Verschlagenheit. Es steht schlecht, sehr schlecht um Stefan. Aber nur solange, bis der quecksilbrige blonde Pflichtverteidiger zum ersten Mal ums Wort bittet. Dann wendet sich die Sache mit einem Schlage.

Denn der junge Anwalt sagt: „Meine hohen Herren! Sie haben die Weisheit der Bücher, das sachverständige Urteil der Ärzte für sich — dies ist gewiß ein unentbehrliches Rüstzeug. Ich aber besitze meine lebendige Phantasie, und die ist oftmals ein noch weit wertvollerer Behelf. Meine hohen Herren! Ich habe in dieser Nacht keinen Schlaf gefunden, denn mein Herz verriet mir, daß wir im Begriff standen, einen Schuldlosen zu verdammen. Das Opfer dieser Nacht hat sich gelohnt: ich weiß jetzt, wer den Doktor Lambert Fabricius erschossen hat — es war niemand anders als seine tote Frau!“

Und unter atemloser Spannung der Zuhörer, unter dem glückseligen Schluchzen Stefans erläuterte der Verteidiger auf das Genaueste, wie der Schuß sich aus der Pistole gelöst haben mag, als Doktor Fabricius sich bestürzt über die Selbstmörderin neigte, um die Waffe aus ihrer erkalteten Hand zu nehmen.

Diese Lösung erscheint glaubhaft, nach der Ansicht der Sachverständigen sogar höchst wahrscheinlich — nach einer kurzen Beratung spricht das Gericht Stefan einmütig von Schuld und Strafe frei.

Wie viel kostet Fräulein Julchen?

Von **Helene Schede.**

Zwanzig Pfennig oder zwanzig Mark. Je nachdem, ob Julchen ängstlich im Schrein der Erinnerungen ihre überzähligen Lenze verbirgt, oder mit kirschrotem Mund und fliegendem Goldhaar auf dem Soziussitz ihres Kavaliers in den Frühling hinausbraust. Am Rhein, hinter den Sieben Bergen, wo Schneewittchens gläserner Sarg von den sieben Zwergen betreut wird, kommen alljährlich am letzten April die Mädchen aus der ganzen Umgegend zur Versteigerung. Zum ersten — zum zweiten — zum dritten! Auch heute noch im Zeitalter der erwerbenden, wahlberechtigten, dem Mann gleichgestellten Frau.

Für die Szenerie dieser atemraubenden Auktion hat der Frühling als bester Regisseur zu sorgen. In Honnef, Rhöndorf, Selsdorf, in all den rebenbegnadeten Ortschaften, um die der Strom ein Stück Himmelsbläue legt, herrscht schon im launigen April der Wonnemond. Aus grünen Gärten lodern die Tulpen, flammen die Pfingstrosen, blühen Magnolien und Mandelbäume. Über Zaune und Mauern wirft der Weißdorn seine Schleier. Die Kastanien holen aus dicken Taschen die ersten leuchtenden Kerzen, und uralte Linden ziehen ihre frischen, noch etwas durchsichtigen Gardinen vor kleine, weinselige Gasthäuser mit hellen Mauern, dunklem Fachwerk und blinzelnden Fensteraugen.

In der letzten Aprilnacht versammeln sich zum „Mailehen“ die Junggesellen, und unter großem Hallo, Lachen und Scherzen werden die Mädchen ausgeboten. Nur keine Sorge! Sie kommen alle unter den Hammer, die Jungen und die Bejahrten, die Schönen und die Häßlichen. Von zwanzig Pfennig steigt der Preis, ja nach dem Wert und der Beliebtheit des „Objektes“, auf eine, zwei, fünf, zehn, ja zwanzig Mark. Die Stimmung wächst. Die Köpfe erhitzen sich. Ein Käufer sucht den andern zu übertrumpfen. Es ist ja so köstlich, durch einen Griff in den Beutel, dem gefährlichen Nebenbuhler eine begehrenswerte Evatochter vor der Nase wegschnappen zu können. Das Mädchen, das bei der Versteigerung den höchsten Preis erzielt, ist Maikönigin und gehört dem Meistbietenden. Früher wurden die Mädchen, auf die überhaupt kein Angebot erfolgt war, „ausgetrippelt“ — gewissermaßen als Konkursmasse versteigert. Diesen bedauernswerten Geschöpfen spielten die Burschen manche Possen. In der Mainacht wurde ihnen Häcksel vor die Tür gestreut. Auf einem Ochsengespann erschienen die Männer, und unter lautem Geheul und Rutenpeitschen stöberte man die Schlafende aus ihrer nächtlichen Ruhe. Meist handelte es sich dabei um Mädchen, die sich ein sittliches Vergehen hatten zuschulden kommen lassen. Die heutige Jugend zieht die Grenzen der Tugendhaftigkeit nicht mehr so eng und kennt diese Femgerichte nicht. Aus dem frühlingsgrünen Wald holen die Burschen die Maibäume und stellen sie in aller Herrgottsfrühe vor die Tür der Erkorenen oder vielmehr der mit klingendem Geld teuer Erkauften. Die schönste Jungbuche ist für die Lenzkönigin.

Am Sonntag nach dem 1. Mai finden sich die Paare zum Maitanz, in dessen Mittelpunkt die Schönheitskönigin und ihr Partner stehen. Die Säle sind festlich geschmückt. Von Fenster zu Fenster schwingen sich die Girlanden. Aus Buchen- und Birkenwänden wehen die bunten Fahnen. Alle Honoratioren des Ortes sind versammelt. Die Musik spielt. Alte, in den Städten längst überlebte Tänze mit entzückenden Touren und Figuren — der „Mähnewibbel“, der „Reichsverweser“ — erstehen. Der Wein steigt in die Köpfe und macht die Herzen so weit, so jung und selig. Rubinrot glüht in den immer neu sich füllenden Gläsern das „Drachenblut“ aus der Höhle, wo Siegfried, ganz nahe dem Drachenfelsen, den Drachen schlug. Hell sprudelt, auch in diesen grauen, undurchsichtigen Zeiten, der Born der Freude, aus dem keiner vergeblich schöpft, der am Rhein den Mai erleben will. Erst wenn der Morgen sein leuchtendes Gold durch die Fenster wirft, gehen die Tanzenden nach Hause. Aber damit geht das Glück noch lange nicht zu Ende. Bis zur Kirmes gehören die Paare einander, und bis dahin muß selbst der Bräutigam vor den Rechten des beutefrohen Maikönigs zurücktreten.

Scherz und Spott

Geistesgegenwärtig.

„Als neulich der Löwe im Zirkus ausbrach, hat Egon seine Geistesgegenwart bewiesen.“ „Wieso denn?“ „Während alles schrie und zum Ausgang drängte, ging er ganz ruhig in den Löwenkäfig und schloß die Tür fest hinter sich zu.“

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.